

Bente Storm

Windstärke Tod

Die WaPo Cuxhaven ermittelt

Schon wieder eine Leiche im beschaulichen Cuxhaven.

1

Donnerstag, später Abend

Der fast volle Mond warf glitzernde Lichtpunkte auf das schwarze Meer. Leichter Wind bewegte das Gras am Rand des Geländers. Es roch nach Fisch und nassem Beton. Ein kleines Boot zeichnete sich schemenhaft am Ende des Holzstegs ab. Auf der rückwärtigen Straße war niemand zu sehen. Es war mühsam. Ein toter Körper war nicht so einfach zu bewegen.

Ziehen. Schieben. Luft holen. Weiter schieben, anheben und über das Gelände wuchten und: ein Platschen. Viel zu laut. In der Stille der Nacht glich das Geräusch einer mächtigen Brandungswelle, die gegen eine Kaimauer prallt.

Kreisförmig zog sich das Wasser um die Stelle, an der eben noch weiße Haut zu sehen gewesen war. Und dazu ein rötliches Schimmern. Für einen kurzen Moment kräuselte sich das blonde Haar wie eine exotische Algenart unter der Oberfläche der Nordsee.

Dann war der Körper verschwunden.

2

Dienstagmorgen, recht früh

Der Himmel hatte die Farbe von verschüttetem Tuschewasser und ging am Horizont in ein dunkelgraues Meer über. Der Gesang des Windes wurde von Möwen orchestriert.

Agatha stand barfuß auf der winzigen Terrasse im fünften Stock des Wohnhauses *Am Seedeich*, klammerte sich an den Becher mit schwarzem Kaffee und atmete tief ein. Für September war es in den vergangenen Tagen ungewöhnlich warm gewesen, und Agatha bildete sich beim Blick in die Bucht ein, Reste von

Sonnencremearoma aus den Strandkörben und Fettdunst aus den Pommesfritteusen zu riechen.

Sie schirmte mit der freien Hand die Augen ab, um erkennen zu können, welches Kreuzfahrtschiff sich zur Elbmündung Richtung Cuxhaven bewegte. Aber die schwimmende Stadt war noch zu weit entfernt, und das Fernglas stand auf dem Fensterbrett im Wohnzimmer ihres Vaters, der gleich nebenan wohnte. Agatha und Dirk Christensen waren ein gutes Team, seit sie nur noch zu zweit waren.

Auch ohne Vergrößerung konnte Agatha auf der Rasenfläche der Grimershörnbucht Herwigs blanken bleichen Hintern erkennen, ebenso seinen rostbraunen Bademantel, den er, wie jeden Morgen, auf dem Dach eines Strandkorbs in der ersten Reihe abgelegt hatte. Ohne das geringste Zögern marschierte der nackte Mann in Richtung einer schmalen Metalltreppe, die von der asphaltierten Promenade ins Wasser führte, und stürzte sich von der letzten Stufe in die Nordsee, um mit gleichmäßigen Zügen hinaus aufs Meer zu schwimmen. Egal, ob Sonne oder Regen, Sturm oder Frost: Herwig Dieboldt, von Cuxhavenern auch „der Hundertjährige“ genannt - obwohl zu dieser Zahl noch einige Jahre fehlten -, absolvierte jeden Morgen um Punkt sieben seine Schwimmrunde. Bei Flut, wie heute, stieg er direkt über die Kaimauer und die Metalltreppe ins Wasser, bei Ebbe war ein kurzer Fußmarsch durch das Watt angesagt. Anschließend hüllte er sich in den Bademantel und ging zurück in seine Wohnung im dritten Stock, wo er sich, meist zu Musik von den Rolling Stones, eine halbe Stunde in die heiße Badewanne legte. Agatha konnte mit der Musik der Rolling Stones nichts anfangen, und ihr käme nie in den Sinn, in ein Wasser zu steigen, das weniger als 20 Grad warm war, aber auch sie hatte ihr Leben an kleinen Ritualen ausgerichtet. Der morgendliche Blick über die Bucht, der Kaffee an der frischen Luft, die Abendrunde über den Deich. Sie war froh, dass sie all das hier in Cuxhaven direkt vor der Haustür hatte, und ihren Vater gleich nebenan. Diese kleinen

Dinge gaben ihr ein Gefühl der Sicherheit, das sie während ihrer Ausbildung zur Polizeikommissarin in Hamburg verloren hatte. Zwei Jahre war das nun her, und genauso lange war sie nicht mehr dort gewesen.

Als die Glocken der nahen Herz-Jesu-Kirche läuteten, trank Agatha den letzten Schluck Kaffee, der kalt und bitter geworden war. Sie ging zurück in die Wohnung, stellte den Becher in die Spüle, nahm die vorbereitete Thermoskanne und griff nach ihrem Rucksack. Sie zog Socken und Sneakers an, warf sich ihre Windjacke über, steckte Handy und Schlüssel ein.

Vor der Wohnungstür nebenan verrieten modrige Pfotenabdrücke und ein Paar Gummistiefel, dass ihr Vater mit Mischlingshund Vinnie bereits einen sehr frühen Spaziergang hinter sich hatte. Wahrscheinlich war Dirk Christensen gut gelaunt und bester Dinge, wie immer, wenn er arbeiten konnte. Ihr Vater war mit Leib und Seele Kapitän auf dem Fährschiff, das mehrmals in der Woche nach Helgoland übersetzte.

Agatha band ihre schulterlangen Haare zu einem Zopf und lief die fünf Stockwerke nach unten. Auf dem Parkplatz drang aus den geöffneten Fenstern der Küche der *Seeterrassen* nicht nur Schlagermusik, sondern auch der Geruch gebratener Zwiebeln, der sich mit der Nordseeluft vermischte.

Die frühen Morgenstunden hatten Schwierigkeiten, auf Temperatur zu kommen; von der sommerlichen Wärme des Vortags war noch nichts zu spüren.

Sie stieg über die Grasfläche auf den Kamm des Deiches. Der Wind spielte sich hier oben mächtig auf. Agatha blickte über den schwimmenden Herwig hinweg bis zur Kugelbake, dem Wahrzeichen Cuxhavens, dann drehte sie den Kopf, bis der Fähranleger in ihr Blickfeld kam. Dort oben, auf der Brücke des Seebäderschiffs *Helgoland*, hielt vermutlich ihr Vater einen Klönschnack und wartete darauf, dass die Passagiere für die Überfahrt nach Helgoland eintrafen.

Agatha steuerte den Strandkorb mit dem Bademantel auf dem Dach an, um die Thermoskanne neben den abgestellten Badeschlappen zu deponieren. Herwig trank seinen Kaffee genau wie sie, stark und schwarz. Der Hundertjährige drehte sich in diesem Moment in ihre Richtung und winkte ihr zu. Vielleicht machte er auch ein Daumen-hoch-Zeichen; er war zu weit entfernt, um das zu erkennen.

Agatha winkte zurück und fröstelte bei dem Gedanken, bis zum Hals in der Nordsee zu stehen.

Sie ließ den Blick am Horizont entlangwandern, als sich die *Helgoland* startklar machte, deutlich vernehmbar durch das sonore Dröhnen der leistungsstarken Motoren.

Die Strandbar, die sich zwischen der Grünfläche, auf der die Strandkörbe standen, und der Uferpromenade befand, war noch geschlossen. Auf dem Deich ging jemand, tief in eine Kapuzenjacke gehüllt, mit einem großen schwarzen Hund an der Leine.

Agatha genoss die Ruhe, jetzt und hier, aber gelegentlich ging ihr Cuxhaven auf die Nerven. Die hochgeklappten Bürgersteige am Abend, gerade in den Wintermonaten. Aber am meisten nervte sie, dass hier in Cuxhaven jeder jeden zu kennen schien. Trotz der fast fünfzigtausend Einwohner war es nicht möglich, irgendetwas anzustellen, ohne dass es die Runde machte und früher oder später bei ihrem bestens vernetzten Vater landete. Oder bei ihren Arbeitskollegen von der Wasserschutzpolizei, zu der sie nach ihrer Rückkehr gewechselt war. Als Jugendliche hatte sie es gar nicht erwarten können, von hier zu verschwinden.

Dann war ihre Mutter gestorben, und plötzlich war die Enge zu einer heimeligen Übersichtlichkeit geworden. Das Gefühl, ständig beobachtet zu werden, wich dem Wissen, dass es Menschen gab, die sie kannten und die bereit waren zu helfen, wenn sie Hilfe brauchte.

Nach einer Tag- und einer Nachtschicht freute Agatha sich heute auf ihren freien Tag, auf einige entspannte Stunden auf

ihrem kleinen Boot. Sie stellte den Kragen ihrer Windjacke auf und machte sich auf den Weg Richtung Fährhafen.

3

Immer noch Dienstagmorgen, immer noch recht früh

Während sie den ersten Espresso des Tages gern im Bett trank, dabei die wichtigsten Nachrichtenportale auf dem Tablet durchsah und Mails beantwortete, war ihr Ehemann schon aus dem Haus. Sein morgendlicher Spaziergang dauerte etwa zwei Stunden. Währenddessen suchte sie sich nach einem Blick in ihren Terminkalender ein passendes Kostüm aus, stellte sich auf die Waage, duschte erst kalt, dann heiß und kleidete sich an.

Heute war es nicht anders als sonst auch. Während ihr Mann den Frühstückstisch deckte, als würde ein Fest gefeiert, föhnte sie ihren rot gefärbten Pagenkopf und legte ein leichtes Make-up auf. Sie betrachtete sich im Spiegel. Und war mit dem Ergebnis zufrieden. Angemessen für eine Frau ihres Alters. Angemessen für eine Politikerin. Angemessen für eine Oberbürgermeisterin.

Helene Hollstein liebte ihren Job. Die Anerkennung, die wertschätzenden Blicke, die Verantwortung. Ihr Büro in der Rathausstraße hatte sie zu einem Ort gemacht, an den sie sich zurückziehen konnte, wenn sie für sich sein wollte.

Unbeobachtet von der Welt. Und von ihrem Ehemann.

Denn den liebte sie nicht.

Nicht mehr.

Daran musste sie denken, als Johannes, von fast allen nur Jo genannt, ihr im seidenen Paisley-Muster-Morgenmantel am Frühstückstisch gegenüber saß. Er sumgte, während er Kaffee nachschenkte.

„Du singst schräg“, bemerkte sie und nippte an ihrer Tasse.

„Das ist Bebo. Verminderte Quinten“, erwiderte Jo. „Soll ich dir ein Brötchen aufschneiden? Mit Körnern?“

„Nein, danke.“ Sie griff nach dem Milchkännchen. Das Porzellan war warm, natürlich stellte Jo keine kalte Milch auf den Frühstückstisch. Wann war das losgegangen mit diesem Alles-perfekt-Machen, Keine-Fehler-Zulassen und Den-Tag-komplett-Durchplanen?

Oder war Jo immer schon so gewesen, und es war ihr früher einfach nicht aufgefallen? Ein Vaterkomplex, der sie blind und taub gemacht hatte? Zehn Jahre älter als sie, was man ihm aber nicht ansah. Sein exzessives Spaziergehen bescherte ihm nicht nur einen trainierten Körper, sondern auch eine gesunde Bräune. Seine Haare waren noch voll, nur graue Strähnen hatten sich in das dunkle Braun gemischt, was ihn für manche Frauen vermutlich noch attraktiver machte. Genauso wie die dunkel gerahmte Brille mit den breiten Bügeln, die ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Jeff Goldblum verlieh.

Über kurz oder lang würde sie sich den veränderten Gefühlen stellen und daraus die Konsequenzen ziehen müssen. So wollte sie auf Dauer nicht weiterleben, neben- statt miteinander. Und für ein Miteinander war es mittlerweile zu spät.

Vielleicht würde sich das alles von selbst erledigen, wenn sie erst den Sprung in die Landesregierung geschafft hatte. Helene schüttelte die belastenden Gedanken ab, stand auf und ging zur Spüle.

„Was ist bei dir so los heute?“, wollte Jo wissen.

„Probealarm. Die Funktionsüberprüfung der 27 Sirenen im Stadtgebiet. Ab elf Uhr beginnen wir mit den ersten Signaltests und Durchsagen.“ Sie kippte den restlichen Kaffee in die Spüle. „Und dann muss ich jetzt erst mal zu dem Treffen mit dem Mediator, hoffentlich finden wir endlich eine Lösung.“ Sie stellte die Tasse in den Geschirrspüler.

„Ah ja, das hattest du erzählt.“ Kauend hielt Jo den Eierlöffel in die Luft. Eigelb klebte an seinem Zeigefinger.

„Die Sache mit dem geplanten Windpark und den Umweltschützern, weiß ich doch.“

Jo legte den verschmierten Löffel ab, lutschte sich den Finger sauber, beugte sich über den Tisch und angelte nach den *Cuxhavener Nachrichten*. Er schien von einem Moment auf den anderen vergessen zu haben, dass sie noch im Raum war.

Helene nahm ihre Handtasche, die auf einem Küchenstuhl stand, und checkte noch einmal den Eingang der Nachrichten auf ihrem Handy. Nichts. Immer noch nicht.

Gunther sendete sonst jeden Morgen eine kurze SMS. Wünschte ihr einen guten Tag, fragte nach ihren Plänen oder schickte ein Foto von sich oder von seiner Aussicht auf den Hafen. Aber seit sie sich am Donnerstag nach dem Abendessen mit den anderen Teilnehmern des Mediationsgesprächs voneinander verabschiedet hatten: nichts.

Hatte sie einen Fehler gemacht? Etwas Falsches gesagt? Eigentlich dachte sie, ihn nach den vielen Jahren gut genug einschätzen zu können.

Jo schaute von seiner Zeitung auf. Lächelte erneut und strich sich über das Kinn. Sein Lächeln wirkte aufgesetzt, fand Helene. In seinen Augen erkannte sie etwas Gequältes.

„Gehen wir heute Abend zusammen essen? Oder nein, noch besser, ich koche uns was. Risotto, das magst du doch so gerne, dazu einen richtig guten Wein, besorg ich uns, wir machen uns mal wieder einen ganz gemütlichen Abend zusammen, nur wir beide, wie früher, was meinst du?“

„Das ist eine wirklich schöne Idee, Jo.“ Helene gab alles, um ihre Aussage glaubwürdig klingen zu lassen. „Aber heute ist es ganz schlecht. Ich kann noch gar nicht absehen, wie lange ich mit den Mediationsleuten zusammensitzen muss. Wir sollten da ja auch schlussendlich zu einer Lösung kommen, mit der alle leben können.“

„Mit dem Mediator?“

„Ja, mit dem auch.“

„Aha.“ Jo faltete die Zeitung geräuschvoll zusammen. Das Lächeln war jetzt ganz aus seinem Gesicht verschwunden. „Ich muss dann auch mal“, sagte Helene und vermied es, Jo anzusehen. Der stand auf. Doch bevor er auch nur den Versuch unternehmen konnte, ihr einen Abschiedskuss auf die Wange zu drücken, war Helene schon aus dem Raum.

4

Dienstagmorgen, kurz nach 8 Uhr

Victor polierte die Kaffeemaschine im *Belo Porto* mit einem weichen Tuch auf Hochglanz. Er war jetzt schon wieder müde, obwohl sein Tag erst vor zwei Stunden begonnen hatte. Im Hintergrund war ein Fado der Gruppe *Madredeus* zu hören. Wie so häufig in den vergangenen Monaten war er vor seiner Schicht noch bei seinen Eltern im Restaurant.

“Ò filho! Du weißt doch, dass wir gerade keine andere Hilfe haben. Wie sollen wir das schaffen ohne dich?“ Die darauffolgende Pause füllte seine Mutter mit zusammengezogenen Augenbrauen und einem flehentlichen Blick aus ihren tiefbraunen Augen.

Also hatte er auch heute wieder die Gläser poliert und das neue Fass Bier an die Zapfanlage angeschlossen. Und nun kümmerte er sich um die Kaffeemaschine. Sein Bruder Bruno, der Einzige von vier Geschwistern, der im Restaurant der Eltern arbeitete, war vermutlich erst gegen Morgen in seine Wohnung zurückgekehrt und schlummerte jetzt noch selig.

Victor lehnte sich gegen den Tresen, zog sein Handy aus der Hosentasche und tippte eine Nachricht ein. *Viel Glück heute. Drücke dir fest die Daumen. Bjos.* Dann hängte er einige Emojis an und schickte den Gruß an seine kleine Schwester Ana, die heute eine Klausur in Mathe vor sich hatte.

Er steckte das Telefon wieder ein, nahm eine der weißen Porzellantassen, die auf der Maschine vorgewärmt wurden, und

wollte sich gerade eine *Bica* zubereiten, als sein Handy klingelte. Eine allzu bekannte Nummer.

„Hey, Victor. Lars hier. Bist du schon auf dem Weg?“

Victor versuchte, anhand des Tonfalls seines Chefs herauszuhören, ob er es mit einer Frage oder einem Vorwurf zu tun hatte.

„Ich fange heute erst um zwölf an, vergessen?“

Victor schaltete die silberne Maschine ein, die geräuschvoll anfang vorzuheizen.

Der Tonfall seines Chefs klang jetzt eher nach Victors Mutter, wenn sie ihn bat, noch mal eben was aus dem Supermarkt mitzubringen.

„Also, Victor, es ist so: Helene Hollstein, die Oberbürgermeisterin, hat mich angerufen. Die machen gerade so ein Seminar im Hotel *Cuxland*, und die vermissen offenbar ihren Mediator. Geht um Umwelt und Windkraft, und ... Ach, das können die dir dann da auch alles selber erzählen.“

Die Kaffeemaschine ließ zischend heißen Dampf ab. Victor klemmte sich das Telefon zwischen Ohr und Schulter, füllte Bohnen in die Mühle und schob den Siebträger in die Halterung.

„Fährst du da mal eben hin? Du weißt ja, wie es hier um unsere personelle Situation bestellt ist.“ Lars gab sich alle Mühe, überzeugend zu klingen.

„Sind wir da überhaupt zuständig? Ich meine, ist denn schon klar, aus welcher Stadt der Vermisste kommt? Und ob da bei ihm zu Hause was passiert sein kann? Wenn erwachsene Leute mal keinen Bock auf ihren Job haben, dann schaltet man ja für gewöhnlich nicht gleich die Kripo ein, oder? Vielleicht macht der einfach mal einen Tag blau.“

Er klemmte sich das Telefon unter das andere Ohr, vergewisserte sich, dass die Temperatur stimmte, und startete die Zubereitung seines Getränks.

„Der lebt hier in Cuxhaven, irgendwo Ecke Zollkaje und Deichstraße, keine Ahnung, seit wann. Zu Hause ist er aber nicht und reagiert auch nicht auf Anrufe.“ Lars seufzte.

„Und Helene ist eine Freundin von mir, oder sagen wir, eine gute Bekannte.“

Der Duft des Kaffees stimmte Victor milde.

„Alles klar, ich fahr da nachher kurz vorbei und checke mal die Lage.“

„Danke.“ Lars Pullmann atmete hörbar auf. „Hast was gut bei mir.“

„Darauf komme ich gern zurück.“ Victor beendete das Gespräch, trank einen Schluck Kaffee und schrieb seinem Bruder eine Textnachricht.

5

Dienstagmorgen, gegen 9 Uhr

Agatha bekam diesen Song einfach nicht aus dem Kopf. Mit „Live is life“ war sie aufgewacht, warum auch immer. Und nun surrte diese fürchterliche Plastik-Melodie permanent durch ihren Kopf. Sie betrat den metallenen Steg des kleinen Hafens. Linkerhand lag ein gutes Dutzend kleinerer Boote, rechterhand kam sie an *AnneLiese* vorbei: einer roboterartigen, kindsgroßen Figur aus Blech, die jeden Besucher stumm begrüßte. Das 28 Meter lange Schiff der Seenotretter, die *Anneliese Kramer*, lag gleich dahinter. Agatha wusste, dass mit diesem Namen eine bereits verstorbene Spenderin geehrt wurde, die der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger eine größere Summe vermacht hatte. Das Tochterboot hieß *Mathias*, nach dem Vater der Spenderin, der ihr wiederum die Liebe zur See mitgegeben haben soll.

Im Moment wirkte das Schiff der DGzRS unbelebt, aber neun Lebensretter waren hier in zwei Teams rund um die Uhr im Einsatz, außerdem gab es etliche Freiwillige, die ehrenamtlich Schichten schoben, deshalb war ganz sicher jemand an Bord.

Sie ging weiter den Steg entlang, im Kopf schon wieder das Nana-na-nana aus dem Refrain ihres Ohrwurms, und bog dann auf den ersten Quersteg ab.

Es roch nach Motoröl und Brackwasser. Agatha kannte die meisten Boote, die hier lagen, den Angelkahn *Gyde* und das möchtegern-mondäne Freizeitschiff *Gernot*, die Eigentümer waren ihr allerdings noch nie begegnet. Und sie wusste, dass die *Heimat*, die mit ihrer blauen Persenning direkt neben ihrem kleinen Sportboot schaukelte, dem Besitzer des Campingplatzes gehörte. Wobei, Campingplatz konnte man das umzäunte Areal direkt am Wasser eigentlich nicht nennen. Es war ihr ein Rätsel, wieso Menschen ihr Wohnmobil für die zwei Wochen ihres Sommerurlaubs ausgerechnet auf der „Platte“ abstellten, so schön der Ausblick auch war. Asphalt und Verbundplatte, überall leichtes Gefälle, manchmal sogar in mehrere Richtungen, sodass einem schon mal der Klappstuhl unter dem Hintern in Bewegung geriet. Das Ambiente eines Supermarktparkplatzes und so viel Grandezza wie ein Teller Erbsensuppe ohne Einlage. Keine Duschen, keine Toiletten, der Platzwart ein Automat. Aber Meerblick. Wenn man das Glück hatte, ganz vorne zu stehen.

Agatha würde sich heute ein bisschen treiben lassen. Zunächst auf der Elbe an den Wohnmobilen vorbei Richtung Jachthafen, und dann vielleicht weiter bis zur Alten Liebe. Der ehemalige Pier im Hafen, ursprünglich im 18. Jahrhundert als Wellenbrecher und Schiffsanleger gebaut, war inzwischen eine Aussichtsplattform und gehörte zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten Cuxhavens. Auch von der Wasserseite her war das zweistöckige Bauwerk aus Holz mit seinem weiß lackierten Geländer schön anzusehen.

Sie erreichte ihr Boot, zog die Persenning ab und verstaute sie in der kleinen Kajüte im Bug. Holte die Fender ein, löste die Festmachleinen und stieß sich vom Holzsteg ab.

Eine Möwe auf der Bühne gegenüber ließ sich nicht in ihrer Ruhe stören, als Agatha den Motor anwarf.

Langsam tuckerte sie aus dem Hafen hinaus.

Die seichte, gleichmäßige Dünung hatte beruhigende Wirkung auf Agatha. Dazu die klare Luft, die sich nun langsam erwärmte. Nur eines störte: Die Melodie in ihrem Kopf wollte und wollte nicht verschwinden. Live. Is. Life.

Vor sich die Weite der Elbe, Steuerbord die Küstenlinie, und auf der Backbordseite konnte man mit etwas Fantasie die Küste von Dithmarschen ausmachen.

Sie passierte den Anleger der Helgoland-Fähre. Auf dem Parkplatz waren in Bussen die ersten Passagiere eingetroffen, und der Kran war jetzt dabei, Container vom Schiff auf den Anleger zu heben.

Auf Höhe der „Platte“ registrierte Agatha Bewegung am Ufer zwischen den Wohnmobilen. Ein hagerer Mann, bekleidet mit einem Trainingsanzug in einem nicht definierbaren Grünton, schaute aufs Wasser und gähnte mit weit aufgerissenem Mund. Der leichte Seegang malte weiße Spitzen auf den dunklen Fluss. Der Brackwassergeruch war verschwunden, hier war nur noch Meeresduft. Das leise Tuckern ihres Motors war außer dem Geschrei der Lachmöwen das einzige Geräusch.

Ein Containerschiff schob sich in einiger Entfernung durch die Wassermassen. Die bunten Blechkästen an Deck hoben sich wie Legosteine vor dem Himmel ab, und aus der Mitte ragte ein strahlend weißer Schornstein. Wäre das schön, jetzt da an Deck zu stehen, hinter sich Hamburg und vor sich die Aussicht auf ein Abenteuer. Alles mal für eine ganze Weile hinter sich lassen.

Agatha befand sich auf Höhe zwischen der Alten Liebe und dem *Feuerschiff Elbe*, als ihr etwas im Wasser auffiel. Sie drosselte die Geschwindigkeit, stellte den Motor schließlich ganz ab und schaukelte langsam auf den Gegenstand zu.

Erst dachte sie, jemand hätte Müll über Bord gekippt, dann glaubte sie, einen toten Seehund zu erkennen. Wenige Sekunden später dann die Erkenntnis: Da trieb ein Mensch im Wasser.

Die bleichen Arme ausgebreitet, die Finger gekrümmt, als wollten sie auf eine Computertastatur tippen, den Kopf Richtung Meeresgrund gerichtet. Graublunde Haare schwebten um seinen Kopf.

Sie griff nach dem Paddel, das auf dem Schiffsboden lag, und navigierte vorsichtig dicht an den Mann heran. Sie musste zunächst einmal herausfinden, ob der so tot war, wie er aussah.

Mit der einen Hand hielt sie das Ruder, mit der anderen fingerte sie in ihrer Jackentasche nach Handschuhen. Bis auf eine rote Badehose war der Mann nackt, keine erkennbaren Verletzungen, aber auch keine Anzeichen dafür, dass noch Leben in ihm war. Die Bewegung seiner Arme, das Auf- und Abtauchen seines Rückens, alles wurde offenbar nur durch den leichten Seegang und ihre Paddelbewegungen ausgelöst. Ihr wurde übel, und es graute ihr vor dem, was jetzt zu tun war. Aber es war niemand da, den sie um Hilfe bitten konnte. Und wenn der Typ nur bewusstlos war, dann ging es jetzt möglicherweise um Sekunden.

Langsam und vorsichtig ruderte sie weiter, bis der Mann backbord trieb. Sie atmete gegen den Würgereiz an und versuchte, sich an alles zu erinnern, was man ihr bei der Ausbildung beigebracht hatte.

Thema: Wasserleichen bergen. Worauf kam es da noch mal an? Alles ganz genau angucken, keine möglichen Spuren vernichten. Und vor allem, erst einmal checken, ob es sich wirklich um eine Leiche handelte.

Die Wahrscheinlichkeit war allerdings hoch, beschied sie, bei einem Mann, bei dem Mund und Nase unter Wasser lagen und der sich seit Minuten nicht gerührt hatte.

Bei Wassertemperaturen von circa 16 Grad konnte man zwar theoretisch etwa sechs Stunden überleben, hatte sie gelernt, doch dazu musste man schwimmen oder irgendwie in Bewegung bleiben. Und ohne Neoprenanzug war man in der Kälte nach gut

zwei Stunden so erschöpft, dass man auf jeden Fall ohnmächtig wurde.

Die rote Badehose war, soweit sie es erkennen konnte, der Form nach ein älteres Modell. Der Mann auch.

Auf jeden Fall deutlich älter als sie selbst mit ihren sechsundzwanzig Jahren.

Der Wassermann schwappte in den kleinen Wellen auf und ab, irgendetwas hatte sich in seinen Haaren verfangen. Die Hautfarbe tendierte aus der Nähe betrachtet ins Gräuliche. Agatha holte noch einmal tief Luft, steckte die Haare, die ihr immer wieder ins Gesicht wehten, in die Kapuze ihrer Jacke. Dann streifte sie die Handschuhe über, kniete sich auf den Boden ihres Bootes und griff vorsichtig über Bord. Sie fasste mit einer Hand nach dem Kopf und zog ihn vorsichtig an den Haaren aus dem Wasser, um ihn gleich darauf wieder fallen zu lassen, als sie aus dem Gleichgewicht geriet.

So würde das nichts werden.

Immerhin war festzustellen, dass der Mann nicht japsend nach Luft geschnappt hatte, als sein Kopf über Wasser war. Ihre erste Diagnose schien also zu stimmen. Wasserleiche.

Sie legte ihre Hand flach auf den bleichen Rücken, der immer wieder kurz aus dem Wasser ragte, um danach ein Stückchen unter die nächste Welle zu sinken, zog mit den Zähnen einen Handschuh wieder aus und tastete am Hals nach einem Puls. Aber außer Kälte war nichts zu spüren.

Sie lehnte sich noch ein bisschen weiter über Bord und griff nach dem Handgelenk des Mannes, auch hier kein Puls spürbar. Die Haut fühlte sich weich an und gab leicht nach, wie diese bunten Stressbälle aus Schaumstoff, die ihr Ausbilder in Hamburg immer mit sich herumgetragen hatte. Die Fingerspitzen des Mannes sahen aus der Nähe angefressen aus.

Der lag ganz sicher nicht erst seit ein paar Minuten im Wasser. Der war im wahrsten Sinne des Wortes aufgetaucht. Und er war schon länger tot. So viel war klar.

Allein würde sie ihn nicht aus dem Wasser bekommen. Agatha haderte mit dem Schicksal; warum musste das ausgerechnet ihr passieren? Und dann war da wieder diese Musik in ihrem Kopf: Live is life.